

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 29 (1939)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]  
**Autor:** Laedrach, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634811>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Passion in Bern

Ein Täuferroman

v o n

Walter Laedrach



Copyright 1938; Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Wir wurden in die Gegend von Eumiswald geführt. Es ist Sonntagabend zu Anfang Oktober. Von seinem Gehöft auf der Schaufelbühllegg sieht Hans Glückiger einen Uniformierten bergauf steigen. Seine Frau, Anna, gehört der verfeimten Täufergemeinde an; sie fürchtet Verfolgung und verbirgt sich in einem geheimen Gemach. Der Fremde ist jedoch kein „Täuferjäger“: Peter Hertig ist es, der aus dem Krieg zurückkehrt. — Beim Abendessen hebt dann zwischen den Gatten ein stummer Kampf an: Soll sie, dem Familienwohl zuliebe, zur rechtmäßigen Kirche zurückkehren? Soll er sich, um den Graben im Familienleben zu überbrücken, in die Täufergemeinde aufnehmen lassen? Es fällt keine Entscheidung, und am folgenden Morgen geht er, wie immer, allein zur Kirche. Anna spricht sich indessen mit ihren Kindern aus.

„O, Mutter“, stöhnte es, „warum muß es sein, daß die Welt unsere Gemeinde so grausam verfolgt? Könnte der liebe Gott nicht machen, daß sie uns nichts tun dürfte? Oder sind unsere Märtyrer . . .“

Breneli stockte.

„Was meinst du?“, fragte die Mutter.

„ . . . am Ende nicht unschuldig?“

Erschrocken schaute Frau Anna auf. „Doch, doch, liebes Kind, gewiß sind sie unschuldig. Das sieht man, wenn man es nicht sonst tausendmal wüßte, aus der Geschichte des Leonhard Kaiser, der sich unter das Kreuz der abgesonderten Kirche der Taufgesinnten stellte; aber deswegen wurde er den Domherren in seiner Stadt ein Greuel, und er wurde zum Tode verurteilt und vor das Tor hinaus zum Scheiterhaufen geführt. Aber der fromme Mann fürchtete sich nicht. Auf dem Wege zur Richtstätte sagte er zum Henker: „Ihr richtet einen Unschuldigen. Zum Zeichen, daß ihr ein Unrecht begeht, soll das Blümlein, das ich hier aus dieser Mauerriße pflücke, so wenig verbrennen wie mein sterblicher Leib.“

Und so ist es gegangen. Zuerst kam der Wind und wehte das Feuer aus, und nachher, als die Henker es von neuem geschürt hatten, kam der Regen und löschte es, daß es zischte.

Die vielen Tausende, die zuschauten, erstaunten und erkannten, daß ein Unschuldiger zum Tode verurteilt war, und der Henker zitterte. Aber die Domherren und Richter sahen ihr Unrecht nicht ein, und der Henker mußte dem Unschuldigen den Kopf abschlagen und den Leib in Stücke hauen, und die Stücke wurden in das Wasser geworfen, und die tote Hand hielt das Blümlein fest, das in der Abendsonne weithin leuchtend den Strom hinab schwamm.“

„Aber Mutter, wenn der liebe Gott doch das Feuer löschen konnte, warum hat er denn nicht dem Bruder Leonhard das Leben gerettet?“

„Liebes Kind, du fragst zuviel; der Mensch weiß nichts von seinem Weg und von dem, was für ihn bestimmt ist; aber wenn ich sehe, daß der liebe Gott die Gewalt hat, das Feuer zu löschen und das Blümlein durch den Strom schwimmen zu

lassen, so vertraue ich ihm, daß er auch für mich weiß, was mir gut ist.

Schauet die Lilien auf dem Felde an, steht in der heiligen Schrift, sie säen nicht und ernten nicht, und Gott im Himmel nähret sie doch, und sind wir dem himmlischen Vater nicht mehr wert als sie?“

Gestärkt und getröstet erhob sich Frau Anna, mit hellen Augen schaute sie in das sonntägliche und herbstbunte Land hinaus, und ihre Ruhe und Unverzagtheit übertrug sich auch auf die Kinder, die erschüttert den Erzählungen der Mutter zugehört hatten, aber jetzt froh wieder an ihre Beschäftigung gingen. Breneli half der Mutter in der Küche, die beiden Buben aber schüttelten mit einer langen Stange die welschen Nüsse am großen Baum hinter dem Hause.

Ein Söldner kehrt heim; aber seine Schwägerin sähe lieber seinen Totenschein.

Peter Hertig schlief lange in den Vormittag hinein. Als er endlich erwachte und in die Kleider schlüpfte und mit ungekämmtem Gesicht zum Gadenfenster hinausschaute, sah er tief unten am Berg schon die ersten Kirchgänger heimkehren.

Rasch stieg er nun zum Brunnen hinunter und wusch sich, streckte nachher auch den Kopf in die Küche hinein und wünschte seiner Schwägerin Lise einen guten Tag. Sie war mit Kochen und Kinderhüten sehr beschäftigt und betrachtete den heimgekehrten Söldner nicht eben als einen erfreulichen Familienzuwachs.

„Wenn das jetzt die neue Mode sein soll“, knurrte sie ihn an, „daß man erst zum Mittagessen aufsteht, so wäre es mir lieber, wenn du bei den Franzosen geblieben wärest, und in deiner Montur mag ich dich schon gar nicht ansehen, es macht einem ja himmelangst, einen solchen Panduren im Haus zu haben.“

„Wo ist der Bruder?“, fragte Peter, der nicht auf den Streit eintreten mochte.

„Wo ist der Bruder“, äffte die Schwägerin böse nach.

„Wo wird er sein als in der Predigt. Kommst du als solcher Heide heim, der nicht einmal mehr weiß, daß man am Sonntag morgen in die Kirche geht! Wohl, das sind mir schöne Ausfichten, da werden die Kinder viel Gutes von dir lernen! Und jetzt mach, daß du aus der Küche heraus kommst, du bist mir überall im Weg!“

„Etwa einen freundlicheren Gruß hätte ich schon erwartet“, sagte Peter, „ich habe gemeint, ich sei hier eher daheim gewesen als du.“

„Daheim gewesen“, schnauzte sie ihn an, „so wärest geblieben und hättest dich nicht davon gemacht! Dein Bruder

konnte daheim krüppeln, und du fährst in der Welt herum; es geht eben leichter hinter den Weingläsern und Weiberschürzen her als hier auf der Egg hinter dem Pflug und hinter dem Mistkarren!"

„Bis jetzt habe ich gemeint, der Bruder sei froh gewesen, daß ich ihm Platz machte; zwei Haushaltungen wären doch zu viel gewesen auf dem Heimwesen; aber jetzt tönt es scheint's anders.“

„Wenn du etwa im Sinn hast, dich wieder hier einzunisten, so denk daran, daß es seither hier geändert hat. Hoffentlich hast nicht noch eine welsche Heze heingebracht, oder wartet sie irgendwo in einer Spelunke auf dich? dann würde ich dir zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat.“

Breitspurig stand die Bäuerin da und wies mit gestrecktem Arm auf die halbierte Türe, deren oberer Teil geöffnet dem Herdrauch freien Abzug gewährte. So drohend war ihre Stimme und ihre Gebärde, daß Peter ohne ein Wort zu sagen die Küche verließ und vor das Haus hinaus trat.

Wo sollte er jetzt hin? Gestern abend war er todmüde heimgekommen, groß war die Freude nicht gewesen, die seine Heimkehr auslöste, aber er war zu müde gewesen, um darüber nachzudenken. Jetzt aber erinnerte er sich, daß weder der Bruder, noch die Schwägerin ihm eine große Herzlichkeit gezeigt hatten. Die Kinder aber waren ihm gestern scheu ausgewichen, jetzt streckten sie ihm die Zunge heraus unter der Küchentüre.

Er sah, daß man ihn lieber nie mehr zurück wollte; der Soldat brauchte nicht heim zu kommen, um der Kinder Erbe zu schmälern! Aber wohin jetzt?

Zu der schnaubenden Brudersfrau beehrte er nicht wieder, das würde ein schönes Mittagessen geben, wenn sie ein solches Gesicht machte, und das Essen mochte er sich nicht hinwerfen lassen wie einem Hund.

Peter Hertz überlegte einen Augenblick auf der Terrasse vor dem Hause.

Hier bleiben, wie er zuerst gehofft, das konnte er nicht. Mit dem Militärdienst war es vorbei, also irgendwo eine Stelle suchen als Knecht. Wenn er aber nicht daheim bleiben konnte, so war es wohl nicht unbillig, sein Erbe heraus zu verlangen; das wollte er aber nicht heute tun, am besten auch nicht selber. Wozu hatte man aber die Gemeindemänner oder gar den Landvogt, schließlich waren diese auch zu etwas da!

Es blieb nichts übrig, als das ungestaltete Haus zu verlassen. Für die nächsten Tage würde er im Wirtshaus Unterkunft suchen, etwas Geld trug er noch bei sich; aber dann mußte ein Platz gefunden werden. Auf den Winter war dies freilich nicht leicht; aber schließlich blieb ihm noch das Recht auf sein Erbe.

Schön war der Empfang zu Hause nicht gewesen; aber deswegen brauchte man noch nicht zu erschrecken, da war es in Katalonien oder auch in Roussillon noch ganz anders gegangen!

„So leb wohl!“, rief er in die Küche hinein, „so kann man ja wieder gehen; nichts für ungut, und ich lasse den Bruder grüßen!“ Damit stapfte er langsam über die Egg, vorerst noch unschlüssig, wohin er sich wenden wollte.

Die Kirchbäume glühten gelb und dunkelrot, der Himmel blaute, die Berge schimmerten in weicher Ferne; es war so schön, daß es ihn wunderte, wie man an diesem Sonntag morgen zanken konnte.

Langsam kam er um die Waldecke und stand jetzt vor dem Kleegarten, gerade als Frau Anna vor das Haus heraus trat, um etwas Grünes für die Suppe zu holen.

„Da ist ja der Peter“, saate sie freundlich, „ich hätte dich bald nicht erkannt in deiner Montur.“

„Aber du bist gleich geblieben“, sagte er, „vielleicht ein wenig älter, und das wird doch nicht das Breneli sein?, ist das aber groß geworden; das hätte ich nicht wieder erkannt, wenn es nicht hier zur Küchentüre herausgetreten wäre. Da habt ihr aber Hilfe bekommen für den Haushalt; als ich fortging, war

es noch ein kleines Mädchen und spielte auf der Speicherlaube mit den Katzen.“

„Das tut es noch jetzt, wenn es Zeit hat“, scherzte die Mutter, „aber tritt ein und nimm ein wenig Platz.“

Unterdessen war der Glückiger Hans heimgekommen und grüßte den Soldaten.

„Gestern hättest du mich bald erschreckt; ich meinte schon, es wolle mir einer die Frau holen, aber jetzt von nahem siehst nicht halb so schlimm aus. Was bringst Gutes?“

„Gutes?“ spottete Peter. „Wenn du nach Ungutem gefragt hättest, dann könnte ich Auskunft geben. Lahm komme ich heim, und daheim schlägt mir die Brudersfrau die Türe vor der Nase zu. Sie hätte lieber gesehen, wenn ihr der Feldweibel meinen Totenschein geschickt hätte, als wenn ich mich selber zeige. Lange wird es zwar mit mir nicht mehr gehen, wenn es so weiter fährt!“

„Bleibst bei uns zum Mittagessen?“ fragte der Bauer, „Mutter, hast ihm etwas?“

Frau Anna holte statt einer Antwort einen Teller vom Küchenschränk und legte ihn auf den Küchentisch, und Peter Hertz erklärte ohne langes Zaudern: „So will ich so unverschämt sein und mithalten, da drüben wären doch nur saure Gefichter.“

So kam es, daß der ausgediente Soldat im Kleegarten einzog. Er blieb nicht nur über den Sonntag, denn am Montag griff er an beim Pflügen und später beim Dreschen und dann beim Holzen und zeigte sich überall brauchbar.

Peters Bruder vernahm bald, wo der Soldat hingekommen war.

„Du kennst die Biße“, sagte er zu ihm, „zum Arbeiten ist sie gut, aber . . . ich habe sie auch schon erfahren, und wenn du hier sein kannst, so ist es mir auch recht. Arbeit hätten wir dir wirklich keine, wir sind Leute genug, und was deinen Anteil betrifft, so brauchst nicht Angst zu haben, ich will schauen, daß du nicht zu kurz kommst.“ Nach dieser Erklärung sah Peter etwas leichter in die Zukunft, der kommende Winter hatte seinen Schrecken verloren, und er wurde im Kleegarten nach und nach heimisch.

Als der erste Schnee fiel, war man am Dreschen. Im Bier-takt fielen die Flegel schwer aufs Korn, und von der ersten Taghelle bis zum Einbruch der Dunkelheit lärnte es in der Tenne.

Breneli war froh, daß der neue Drescher auch auf seinen Platz hinüber rechte, denn sonst wäre es gar oft nicht mit den andern fertig geworden.

Wenn aber die frühe Winternacht hereinbrach, wurde die Tenne geschlossen, das Stallaterrchen angezündet, und die Röhre wurden gemolken. Dann rief Frau Anna zum Nachtessen, und war das Essen vorbei, so schüttete sie einen großen Korb voll Äpfel oder Birnen auf den Tisch, die geschält wurden, bevor man sie dörrte.

Bei diesem Abendlich taute Peter auf. Hier begann er endlich zu erzählen von Frankreich.

„Warum bist du eigentlich fort?“ fragte ihn Hans Glückiger.

„Wie noch mancher andere; daheim hatten wir nicht für alle zu tun, und im Krieg gibt es etwas zu verdienen. Aber wenn ich alles gewußt hätte, so wäre ich kaum gegangen.“

Zuerst wurden wir in einer Pariser Kaserne kuzoniert, daß man leichter den ganzen Tag Mist den Rain hinauf getragen hätte, und als wir das Gewehr kannten und das neu-modische Bajonett, da hieß es: Fort, nach Spanien, der Marschall Noailles bleibt in den Bergen stecken und kommt nie nach Barcelona, wenn man ihm nicht Schweizer schickt!

Da marschierten wir der Sonne zu, immer weiter hinab, es wurde heißer und heißer, und eines Tages waren wir vor den Spaniern. Die Regimenter Zurlauben und Manuel räumten nun auf mit den Spaniolen, und einen ganzen Sommer lang nahmen wir ihnen Stadt um Stadt weg. Aber dann kam der Winter, und der wurde kalt.

Der Winter hier im Emmental ist unschuldig dagegen, besonders wenn man einen solchen Ofen in der Stube hat und einen solchen Haufen Holz vor dem Haus.

Aber dort fehlte es an allem; da war kein Unterschlupf und kein Brot und kein Heu, und Mann und Roß wurden krank, und es blieb dem Marschall nichts übrig, als uns wieder von den Bergen ins ebene Land hinab zu schicken, denn in den kalten Steinhütten hielt es niemand aus.

Unser Regiment kam nach Perpignan. Ich weiß nicht, was schöner war, der Sommer oder der Winter; im Sommer war Krieg, aber hier und da gab es doch zu essen, im Winter war kein Krieg, aber das Futter war schlecht, und langweilig war es zum Davonlaufen.

Den Sold brauchten wir, um Wein zu kaufen, teuer war er nicht, aber das Geld war rar!

Da hatte ich nichts dagegen wenn der Leutnant von Erlach mich manchmal fortschickte auf ein Herrngut draußen vor der Stadt. Es gab dort allerlei auszurichten, bald war Heu zu bestellen oder Stroh, auch Schlachtvieh für die Kompagnieküche. So mußte ich oft mit Briefen hin und her, oder er ritt gar selber hinaus, und ich mußte auf einem Packpferd hintennach reiten, um ihm das Roß zu halten, wenn er in das Herrenhaus ging.

Er hatte dort bald soviel zu tun, daß ein Blinder gemerkt hätte, was gemeint war; der Stroh- und Heuhandel für das Bataillon war bald nur Nebensache; aber die schöne Françoise von Montrassier zog ihn an wie ein Tanzsonntag die Buben."

Frau Anna schaute mißbilligend auf den Erzähler und unterbrach ihn: „Die Buben müssen ins Bett“.

Da half kein Widerstreben, die beiden Jungen verschwanden in der Küchensstube, die Mutter deckte sie mit der schweren Federdecke, die sie auf dem Stubenofen vorgewärmt hatte, und dann schliefen sie bald ein.

Hans Flückiger fragte nach einer Weile, als die Mutter wieder zurückgekehrt war: „Wie ging es weiter?“

„Ich mußte in selbem Winter fast Tag für Tag ins Herrenhaus hinaus, bald mit Briefen, bald mit Geschenken. Ich tat's nicht ungern, denn ich bekam manches Trinkgeld vom Leutnant und vom Herrenhaus. Der Leutnant war endlich so vernarrt, daß er bei jeder Messe vor der Kirchentüre dem schönen Mädchen wartete; ja, endlich ging er selber in die Messe, obgleich er ein reformierter Berner und kein Papist war. Seine Kameraden lachten ihn aus, sogar die Soldaten hatten das Gespött mit ihm, und mich dauerte er, denn ich glaube, er habe die schöne Welsche wirklich lieb gehabt.“

Aber dann wurde es Frühling, der Schnee schmolz in den Bergen, die Flüsse strömten groß und gelb, und eines Tages im Maien hieß es: Wieder ins Feld!

Unser Regiment kam weit herum, bald brauchte man uns da, bald dort. Wir hatten ein Hundeleben, und ich begriff, daß der Leutnant hier und da Urlaub nahm.

Aber eines Tages hatte auch ich das Glück, ein wenig aus dem Krieg zu gehen. Unsere Kompagnie kam nach Perpignan zurück, um Pulver und Blei zu holen, auch Mehl und Brot für unsere Küche.

Da sah ich die schöne Françoise wieder, aber wie?

O, dachte ich, jetzt sollte der Krieg bald fertig sein, sonst ist der Leutnant Hieronymus nicht daheim zur Taufe! Und Hochzeit war ja auch noch nicht, oder ging das in aller Stille?

Ich verlor dann den Herrn von Erlach eine Zeitlang aus den Augen, denn er wurde Hauptmann und wurde verheiratet; aber eines Tages kam doch der Bericht, die Françoise habe ein Töchterlein bekommen, nicht daheim im Herrenhaus, nein, viele Stunden weit fort in einem abgelegenen Dorf, daß niemand die Schande vernehme, das Kind sei vaterlos.

Und wieder eines Tages hörte ich, wie unser Feldweibel mit einem Kameraden aus einem katholischen Regiment von Luzern redete. „Wenn das so zufährt“, spottete der Luzerner, „so habt ihr Kezer bald keine Offiziere mehr.“

„Warum, ist wieder einer im Spital umgekommen?“

„Nein, aber der Hauptmann von Erlach nimmt Unterricht im wahren Glauben und will der Kezerei bald feierlich abschwören!“

„Das wird nicht sein“, fuhr Flückiger dazwischen, „ein Herr aus der Stadt Bern?“

„O, er wäre nicht der einzige, der Herr von Erlach von Riggisberg oder von Rümligen. Es ist schon mancher junge Herr nach Frankreich geritten und zweier dunkler Augen wegen katholisch geworden und drüben geblieben.“

„Was du nicht sagst!“

„Es ist wahr, aber das vernimmt man hier nicht. Die Soldaten, die es wissen, kehren auch nicht alle heim. Viele liegen in den spanischen Bergen; die Offiziere aber schweigen es tot, denn was würden die Leute im Bernbiet sagen, wenn es auskäme?“

Nun, der luzernische Feldweibel behauptete, er habe konvertiert, es sei hoch hergegangen; der Bischof kam selbst in die Kathedrale, das ganze Kapitel war versammelt, denn man sieht nicht einmal in Paris alle Tage einen gläubig gewordenen Kezer von Bern auf den Knien vor dem Altar seine Kezerei abschwören!

Unser Feldweibel wollte es zuerst nicht glauben; aber der Luzerner fuhr fort: Nimm's nicht übel, aber es ist doch wahr, du weißt ja selber, wie vernarrt er in die schwarze Here war, nach seiner Umtaufe hat er sie dann heiraten können. Und das Kind hat jetzt einen gläubigen Vater!

Unser Feldkaplan hofft, er werde noch erleben, daß man das ganze Bernerregiment umtaufe; die Hugenotten seien jetzt alle bekehrt, nun kämen die Berner und Zürcher dran, das seien die letzten Kezer in Frankreich.

Darauf hat unser Feldweibel geschwiegen, aber ich habe dem Luzerner gesagt, das werde den Schwarzköpfen noch zu tun geben, denn wir hätten harte Köpfe.“

Hans Flückiger schaute verstört drein, und Frau Anna sagte: „Es wird nicht sein, was du gehört hast!“

„Kein Wort kann ich zurücknehmen“, fuhr Peter fort, „der Herr von Erlach war ja auch nicht der einzige; der Vater Barben, der Jesuit, hat in jenem Jahr siebenunddreißig Lutheraner und Calvinisten umgetauft, davon waren zwei aus meiner Kompagnie.“

Später habe ich auch vernommen, daß auch der Generalleutnant Hans Jakob von Erlach, ein Vetter meines Leutnants, sich habe umtaufen lassen, sonst wäre er wohl nicht General geworden, und da wollte der Herr Hieronymus nicht der Kleinere bleiben.“

„Was wird aus unserem Bern, wenn die Herren so vom Glauben abfallen? Mich wundert nicht mehr, daß im letzten Krieg die Katholiken obenauf kamen, wenn in unserer Regierung solche Leute sind“, jammerte Hans Flückiger.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll“, sagte Frau Anna. „Im ganzen Bernbiet darf kein Katholik wohnen, die Taufgesinnten vertreibt man von Haus und Hof, und die Herren aus den vornehmen Familien dürfen tun, was ihnen gefällt. Ich verstehe mich schon lange nicht mehr auf dieser Welt und werde die Welt wohl auch nie verstehen lernen; aber es scheint mir, unsere hohen Herren verstünden sie auch nicht!“

„Was hat aber das alles mit deiner Geschichte zu tun?“, fragte der Bauer nach einer Weile, als er einige Äpfel in die Herdglut gelegt hatte, die er vor dem Schlafengehen noch braten wollte. Peter Hertig deutete auf sein lahmes Bein und auf eine Narbe, die ihm von der Stirn zum linken Ohr lief. „Wartet ein wenig, ich komme gleich dazu; die Geschichte des Hauptmanns von Erlach ist schuld, daß ich da bin.“

Ungläubiges Staunen legte sich auf die Gesichter der Zuhörer, und Frau Anna schaute auf Breneli und auf den Vater, mit einem Blicke fragend, ob es nicht ratsam wäre, auch die Tochter ins Bett zu schicken.



„Daß sie nur“, sagte Hans, „es ist wohl nicht mehr zu früh, daß Breneli erfährt, wie es auf der Welt geht, und daß das Unrecht meistens obenauf kommt.“

„Ja, die Frau des Hauptmanns von Erlach hat's auch erfahren“, lachte Peter. „Ein Jahr blieb er bei ihr, das heißt, ein Jahr lang besuchte er sie, bald von hier und bald von dort aus, und dann hieß es im Regiment, der Hauptmann habe den Abschied genommen; ich habe ihn nie mehr gesehen und weiß nicht, wohin er gegangen ist.“

„Vielleicht heim nach Bern?“

„Ich weiß nicht, wohin er in seiner Kutsche fuhr.“

„Wie ging es denn seiner Frau?“

„Ich weiß es nicht, kaum gut. Ob sie auf seine Rückkehr hoffte oder nicht, ich weiß es nicht; aber ein paar Jahre später war sie noch nicht getröstet, und der Haß ihres Vaters auf den sauberen Tochtermann war groß. Sonst wäre es mir nicht so übel gegangen.“

Fortsetzung folgt.

## Maria Waser zum Gedächtnis

Du Licht der Heimat,  
Das so rein geglüht;  
Du Licht der Heimat,  
Das so heiß gesprüht!  
Erloschen über Nacht  
Ist Deiner Fackel Schein  
Ein tapfres Schweizerherz  
Soll nicht mehr unser sein?

Wie eine Eiche stark  
Boll Blut und Lebensmark  
Standst Du im Dichterwald.  
Und Deiner Heimat gläubig Lied,  
Das oft von warmen Lippen schied,  
Berflingt nicht bald!  
Du Licht der Heimat:  
Leuchte, sprühe fort!

Du Licht der Heimat:  
Kling' von Ort zu Ort!  
Und mein Gedanken, tote Dichterin?  
„Zur Bücherreife“ trieb's mich heute hin.  
Ich las im milden Licht, im Dämmerchein  
Ein Buch von Dir . . .  
Und eine Träne löst sich — sie ist Dein!  
Gottfried Feuz.

## † Maria Waser

Maria Waser ist nicht mehr. Es hält uns schwer, ihre strahlende Erscheinung aus dem Bild des schweizerischen Geisteslebens wegzudenken. Unerwartet rasch ist sie am 19. Januar lezt hin gestorben. Man wußte, daß sie leidend war und daß sie sich hatte operieren lassen müssen. Aber eben noch sah man sie in den Illustrierten abgebildet, wie sie auf dem blumengeschmückten Rednerpulte für die Ehrung dankte, die ihr, der Todgeweihten, die Stadt Zürich mit ihrem Literaturpreise zuteil werden ließ. Sie hatte in formschöner berndeutscher Rede von dem gesprochen, was ihr Herz bewegte. Wer ahnte damals wohl, daß ihr Ende so nahe bevorstand?

Maria Waser, die Bernerin, hat die besten Jahre ihres Wirkens auf Zürcherboden verbracht. Sie war durch ihre Verheiratung mit dem Zürcher Archäologen Professor Waser Zürcherin geworden. An der Seite ihres Gatten hat sie während vieler Jahre die Zeitschrift „Die Schweiz“ redigiert und zum Brennpunkte des geistigen Lebens einer weiten Umgebung gemacht. Sie hat während dieser Tätigkeit und intensiver dann nach dem Eingehen der Zeitschrift als freie Schriftstellerin eine Anzahl gehaltvoller Romane und Erzählungen geschrieben, aber auch kunstwissenschaftliche Schriften, zu denen sie den Stoff auf Studienreisen in Italien und andern Ländern gesammelt. Daneben war sie die treue Gefährtin und wissenschaftliche Mitarbeiterin ihres Gatten, und eine vorbildliche Erzieherin ihrer beiden Söhne. Sie lebte zuletzt in ihrem Familienheim in Zollikon bei Zürich.

Trotz dieser Bindungen an Zürcherboden war sie eine Bernerin und blieb es ihrem Wesen nach auch da, wo sie in ihren Werken zürcherische Stoffe gestaltete. Sie wurde am 15. Oktober 1878 in Herzogenbuchsee geboren und zwar dem Doktorehepaar Krebs, deren gastliches Haus den geistigen Mittelpunkt des Dorfes bildete. In behüteter Jugend wuchs sie auf, genoß die Dorfschulen, dann das Berner Gymnasium, wo Rektor Finster sie für die klassischen Sprachen begeisterte. Sie hat dem geistvollen Philologen und glänzenden Erzieher in ihrem Buche „Der Heilige Weg — ein Bekenntnis zu Hellas“ ein schönes Denkmal gesetzt. Auf der Berner Hochschule schloß sie ihre Studien mit einer historischen Dissertation ab. Mit der bald folgenden Arbeit „Henzi und Lessing“ betrat sie schöngestigen Boden. Schon in diesen ersten Schriften offenbart sich der poetische Schwung und die starke Persönlichkeit, die ihrem späteren Schaffen den Stempel aufdrückten.

Ihr erstes großes dichterisches Werk, der Künstlerroman „Anna Waser“, schöpfte wohl seinen Stoff aus der Tradition der berühmten Zürcher Familie, der sie durch ihren Gatten nun selbst angehörte. Aber das bestimmende Erlebnis der Romanheldin führt in das alte Bern zurück, in den bedeutungsvollen Kunstkreis des Barockmalers Josef Werner. Wie sicher wandelt sie da auf dem durch Anschauung und Studium vertrauten bernischen Kulturboden! In der Gestalt der hochgemuten jungen und schönen Zürcherin hat sie eigenes Berner Jugendleben poetisch verklärt.